

Chinoiserien

Was isch es Sandwitsch ohne Fleisch

– s'isch nüt als Brot.

Was isch es Sandwitsch ohne Brot

– s'isch nüt als Fleisch.

Erschwenn d'mit Fleisch dys Brot beleisch,

Erschwenn d'mit Brot umgisch dys Fleisch.

Berchunnsch es Sändwitsch: Brot und Fleisch.

Lue, dass du däm geng Rächnig treisch.»

Wer kennt sie nicht, die Betrachtungen über ein Sandwich von Mani Matter. Verhält es sich mit Bilderrahmen ähnlich? Ganz und gar nicht. Obwohl, Mani Matter spricht am Schluss seines Liedes von der Dialektik, die in einem Sandwich steckt, und auch die Kombination aus Bild oder Spiegel und Rahmen kann eine Synthese ergeben. Doch anders als beim Sandwich funktionieren Bild und Rahmen auch ohne ein Gegenüber, und bei den Rahmen von Silvia Boss trifft das ganz besonders zu. Es würde nicht erstaunen, gäbe es Sammler, die an ihren Wänden nur Rahmen von ihr aufgehängt haben. Wobei das «nur» verdeutlichen soll, dass hier Rahmen ohne Bilder gemeint sind. Ihren Rahmen fehlt gar nichts, im Gegenteil, sie funktionieren wie Bilder, denen ein Zentrum fehlt. Ein Innenleben haben sie aber, und auch das fehlende Zentrum ist eher geographisch denn spirituell zu verstehen. Die Rahmen von Silvia Boss haben durchaus eine geistige Wirkung, sie sind eine besondere Art von Lebewesen.

Ein Bilderrahmen hat im übertragenen Sinn die Aufgabe eines Butlers. Diskret im Hintergrund, hält er die Fäden in der Hand, ist zur Stelle, wenn man ihn braucht, liest seiner Königin die Wünsche von den Lippen ab, hat ein perfektes Auftreten und ist ein Alleswisser. Die Rahmen von Silvia Boss sind die Butler der Bilder und Spiegel. Sie sind präsent, dominieren nicht und ermöglichen den Bildern oder uns Menschen, wenn es sich um Spiegel handelt, einen optimalen Auftritt. Doch sie haben auch ihr Eigenleben, und auf dieses wollen wir uns im Folgenden konzentrieren. Zwei China-Reisen hat Silvia Boss 2004 und 2006 unternommen. Sie war in Hongkong und im Jünnan-Gebiet, in den Bergen, deren Poesie sie besonders faszinierte. Auf Flohmärkten und in Läden konzentrierte sie ihre Suche auf Stücke: Schnitzereien, Münzen, Kerzenständer, verzierte Leisten, Textfragmente, Elfenbeinminiaturen und Reliefs, die sie als Spolien in ihre Rahmen einzufügen dachte.

«Spolien» sind vor allem in der Architektur Stücke, die von Vorgängerbauten in neue Gebäude integriert werden, wobei sie oft aus Gründen der Übertragung oder Übernahme einer Tradition verwendet werden. Ganz ähnlich verhält es sich bei den Rahmen von Silvia Boss, an denen sie seit acht Jahren arbeitet. Ihre Rahmen sind keine chinesischen Rahmen, in ihnen manifestiert sich der Westen genauso wie der Osten. Sie sind am Blumenrain entstanden, und doch referieren sie in ihrer Machart, ihrem Aussehen und ihrem Geist auf chinesische Traditionen. Es sind keine chinesischen Rahmen, aber Rahmen in chinesischer Art.

Beim Bild eines unbekanntes Malers, dessen Malstil man aber einer Tradition, einem Atelier oder einer Schule zuzuschreiben vermag, würde man sagen: Jacob van Ruisdael «zugeschrieben». Der Name des bekannten niederländischen Malers des 17. Jahrhunderts ist nicht zufällig gewählt. Einerseits erinnern die meist dunkeltonigen, dezente Rahmen von Silvia Boss, die häufig dezent versteckt einen roten, türkisfarbenen oder cremeweißen Farbblitz aufweisen, an die Farbklänge, wie sie auf den Bildern der Holländer zu finden sind: an die warmen Erdtöne der Landschaften

im Licht der letzten Sonnenstrahlen, an die veralteten Landkarten und schweren Teppiche in Interieur-Bildern, aber auch an opulente Stillleben. Zudem sind gerade die Landschaftsbilder Jacob van Ruisdaels mit ihren expressiven Wolkenstimmungen als Bilder des Innern verstanden worden.

Bei Spiegeln verhält es sich doch ganz ähnlich. Ausserdem sagen Spiegel die Wahrheit: «Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier, doch Schneewittchen, hinter den sieben Bergen, beiden sieben Zwergen, ist noch tausendmal schöner als Ihr.» Wen hat die Frau Königin gesehen, als sie in den Spiegel schaute? Sich selbst natürlich. Und wie hat sie sich gesehen? Eben nicht, wie sie ist, sondern von einem Rahmen umgeben. Ihr Konterfei ist eingerahmt, und darin liegt der Zauber des Spiegels. Sie sieht sich, einiges hinter ihr und zusätzlich eine umlaufende Linie, die im besten Fall gestaltet ist. Sie wird zum Bild mit einem Rahmen. Und der ist golden-barock oder jugendstilhaft-blumig, manchmal auch nur ganz nüchtern und neuerdings eben auch in chinesischer Manier. Chinoiserien hat man das früher genannt, so wie es auch den Japonismus gab.

Die Kunst Europas ist reich an Referenzen zu asiatischen Ländern, und das schon seit langem. Van Gogh hat japanische Holzschnitte abgemalt, und im Garten von Schloss Sanssouci in Potsdam findet man das chinesische Teehaus. Meditativ lassen sich dort weder ein Colong noch ein Keemun und schon gar kein weisser Tee trinken, zu viele Touristen besuchen den Ort. Ganz anders bei den chinesischen Rahmen. Einen Spiegel oder ein Bild kann man unter den Arm nehmen, ihn überall hinstellen oder hängen: Ein Stück China ziert also über Nacht das Schlafzimmer, am Tag den Flur oder das Lesezimmer.

Und das, obwohl China noch viel weiter weg liegt als die viel Schöneren, hinter den sieben Bergen, bei den sieben Zwergen. Steckt darin die Dialektik, wie sie auch im Sandwich enthalten ist? Zum Teil. Um mich herum liegt China, und ich bin mitten drin. In den Spiegel schauend, mache ich eine Weltreise und erkenne doch auch mich selbst. Ich betrachte den Rahmen und träume von fernen Ländern, werde multikulturell und verstehe Andersdenkende.

Und mit einem Mal ist China nicht mehr weiter als die sieben Berge, sondern befindet sich im eigenen Schlafzimmer. Und wir verstehen plötzlich, weshalb die Chinesen so gerne in die Schweiz reisen. Weil sie Teil unserer Träume sind – und unserer Rahmen.

Simon Baur